

Bilder-

N^o 47.



Magazin

1843.

Das Vorgebirge der guten Hoffnung und die Capstadt.

Die Capstadt wurde 1652 von van Riebeck gegründet und anfänglich von schlechten, aus Holland verwiesenen Subjecten und verabschiedeten Soldaten und Matrosen bevölkert. Als die Widerrufung des Edicts von Nantes die Protestanten aus Frankreich vertrieb, ließen sich mehrere dieser Verbannten am Cap nieder, wo sie im Inneren eine Art französischen Canton gründeten, den man Fransche Hoek nannte. Labillardiere besuchte sie hier 1792, und zu dieser Zeit bezeugten nur noch ihre Namen ihre Abstammung. Das war aber auch Alles. Sprache, Lebensweise, Alles war Holländisch bei ihnen geworden; nur eine alte Frau von achtzig Jahren verstand noch etwas Französisch. Seitdem hat das Cap wieder neue Herren erhalten, und früher oder später wird ohne Zweifel der Einfluß der englischen Herrschaft den Sitten und Gewohnheiten Großbritanniens das Ue-

bergewicht daselbst verschaffen. Schon ist jetzt der Handel in andere Hände übergegangen; drei oder vier englische Kaufleute machen ein Monopol daraus.

Die Colonie hat eine Bevölkerung von 40,000 Weißen und 50,000 Sclaven, die theils Negern, theils Hottentotten sind. *) Die Capstadt zählt 15 bis 20,000 Einwohner. Die Weißen stammen von Engländern, Deutschen, Franzosen, größtentheils aber von Holländern ab.

Alle Straßen durchschneiden sich in rechten Winkeln und haben so weiße, äußerlich so reinliche Häuser, daß sie aussehen, als wären sie eben erst gebaut. Die Dächer sind platt und bilden Terrassen; jedes Gestock hat noch außerdem einen großen Balkon, auf welchem Abends die Damen in großem Puge zusammenkommen. „Indem ich auf das Geradenwohl herumliefe,“

*) Das Capland dürfte 100,000 Einw. haben; sein Flächenraum beträgt 5380 Q.M.



(Das Vorgebirge der guten Hoffnung und die Capstadt.)

sagt ein Reisender, „gelangte ich auf das „Schlachtfeld,“ einen großen, mit einer doppelten Fichtenallee umgebenen Platz; vorn steht die Kaserne, ein wahrer Palast, wo der englische Soldat mit Coloniallurus gepflegt wird. Auf einer der benachbarten Straßen sah ich einen jener langen und schweren Wagen, auf welchen man Lebensmittel u. dergl. von den Landgütern in der Nähe in die Stadt bringt. Zehn Ochsen zogen ihn, und der hoch oben auf seinen Waaren sitzende Fuhrmann leitete mit einer langen Peitsche die starken Zugthiere. Endlich gelangte ich auf den großen Marktplatz, wo mehr als hundert mit Lebensmitteln beladene Karren standen. Noch denselben Morgen hatte ich Zeit, den Gesellschaftergarten zu sehen, der viel von seiner früheren Berühmtheit verloren hat, ferner das Rathhaus, den Justizpalast, das Schauspielhaus, die Bibliothek, die wenig Bücher und noch weniger Leser hat, und endlich die protestantischen Kirchen, welche die am besten unterhaltenen und die am häufigsten besuchten Gebäude der Stadt sind. In der Hauptkirche fällt eine Menge an den Pfeilern befestigter, bemalter und erhabener gearbeiteter Schildchen auf. Ich wunderte mich darüber, wollte wissen, was diese heraldischen Zeichen an einem solchen Orte bedeuteten, und erfuhr, daß, wenn ein Einwohner sterbe, man sein Wappen und seinen verrosteten Degen an einem Pfeiler in der Kirche aufhänge. Auch waren allen Mauern mit Helmen, Panzerhemden ic. bedeckt, Sinnbilder, die wenigstens bei einem Handelsvolke auffallen müssen.

Bekanntlich wächst in der Nähe der Capstadt der berühmte „Constantiawein.“ Wir nahmen uns vor, einen Ausflug dahin zu machen, und gelangten bald nach Groß-Constantia, dem Eigenthume eines Herrn Cloëte, kenntlich an einer großen Baum-

allee und der Aufschrift über der Thüre: „Groot Constantia.“

Wir ritten noch weiter und eine lange Reihe Eichen brachte uns nach Klein-Constantia, dem Besitztume eines Herrn Colyn. Hier machten wir Halt, um die Weingärten zu besichtigen. Die Stöcke, die vier Fuß auseinander stehen, sind nicht von Pfählen gestützt; sie wachsen frei, wie im südlichen Frankreich, und man thut nichts an ihnen, als daß man sie alle Jahre beschneidet und den sandigen Boden um sie herum aufhackt. Die verschiedenen Weinarten sind: der eigentliche Constantia, weiß und roth, der Pontac, Pierre und Frontignac, und sodann eine gemeinere Sorte, die man bloß Capwein nennt. In der Colonie selbst zieht man den Frontignac allen anderen vor. Der Constantia hat indeß reelle Vorzüge. Man macht die Beeren dadurch ab, daß man die Trauben auf einer Art Hürde reibt; die Beeren fallen in einen Korb und werden sodann in eine Kufe getragen, wo sie vier Menschen mit den Füßen austreten. Der süße angenehme Most wird in ein Faß gegossen, worin er vierzehn Tage bleibt, sodann in Tonnen, worin er ungefähr eine gleiche Zeit lang gähret, und so wird er noch drei bis vier Mal umgefüllt. In den besseren Jahren gewinnt man in Groß- und Klein-Constantia nicht mehr als 800 Alferamen.

Um die Stadt herum liegen zahlreiche Gärten, in denen alle Früchte Europas und Asiens reifen, die Kastanie und der Apfel neben der Paradiesfeige und der Zambuse. Gemüse aller Art, Roggen, Gerste, Hafer und Hanf gedeihen nach Wunsch. Der Flachsbau giebt jährlich zwei Ernten. Die Flora des Landes ist nicht weniger reich und nicht weniger merkwürdig. Zu jeder Zeit hat sie die Begeisterung der Botaniker erregt. Unsere Gewächshäuser und Gärten verdanken dem Cap die schönsten exoti-



schen Pflanzen. Vom Cap sind die Irien, die prachtvollen Iriden, die Moräen, die Blutblumen, die Ruhrpflanzen, die Keranthemen, die Geranien, so wie die fetten Pflanzen, z. B. das Mesembryanthemum und die Stapelien. Einige werden baumgroß und beschatten unter Weiden und Mimosen die Ufer der Flüsse. Derselben von der falschen Bai erheben sich schöne Wälder von Eichen, Eisenholz, Gelbholz, Quajacum mit scharlachrothen Blüten, und hier wächst auch die Strolitzia regina, deren Farbenpracht nicht ihres Gleichen hat.

Eine Entführung.

(Fortsetzung.)

So erging es auch seit einiger Zeit dem Herrn Spencer, der sich den Beginn von ehelicher Besorgniß nicht zu gestehen wagte, und bereit war, alle Ringe in der Welt, nur nicht seinen Trauring, in das Meer zu werfen. Noch viel weniger würde er sich offen über diesen Gegenstand mit seiner Frau selbst ausgesprochen haben. Es giebt sicherlich heftige und ungestüme Eifersüchtige, es giebt aber auch schüchterne. Zu diesen gehörte Spencer, der nicht zweifelte, daß sein eheliches Glück einen eben so furchtbaren Feind habe, wie seine Handelspekulationen. Seit einem Monate konnte er mit seiner Frau an keinen öffentlichen Ort, weder in die Kirche, noch in das Theater gehen, ohne zwei glühende Augen auf sie oder sich selbst gerichtet zu sehen. Ueberall, wohin er sich mit seiner Frau begab, folgte ihnen geheimnißvoll ein Schatten, der sie beobachtete. Es war nicht immer eine und dieselbe Person; offenbar hatte mehr als ein Agent den Auftrag, alle Schritte dieses zu glücklichen Paares zu belauschen, zu ermitteln, was es thue, wohin es gehe, wann es das Haus verlasse und wann dahin zurückkomme. Spencer war zu der Vermuthung gelangt, irgend ein Lord, oder gar ein Fürst, habe die Augen auf seine Frau geworfen und bereite, wie ein geschickter Feldherr, eine regelmäßige Belagerung vor. Schon hatten sich übrigens die Belagernden der Feste mehr genähert; Spencer hatte mehrmals, wenn er Abends nach Hause kam, einen Mann, bald einen großen, bald einen kleinen — denn es war nicht immer derselbe — auf dem Trottoir hin und her gehen und nach den Fenstern hinausblicken sehen; ja, er hatte, wenn wir Alles sagen sollen, seinen Diener John nur darum entlassen, weil er vermuthete, derselbe sei im Bunde mit dem Feinde, und habe sogar einen Brief angenommen. John hatte diesen Brief freilich nicht abgegeben, sondern ihn in das Feuer geworfen, als er seinen Herrn eintreten sah, ohne sich über das so schnell den Flammen übergebene Papier genügend rechtfertigen zu können. In Folge seiner noch schüchternen Eifersucht hatte Spencer dem Diener noch nicht merken lassen, wohin sich sein Argwohn wende, aber als John den Wunsch äußerte, nach Indien zu gehen, ihn sofort darin bestärkt und ihm sogar alle mögliche Unterstützung gewährt.

Einige andere Vorfälle hatten diese bis dahin schweigende Eifersucht allmächtig gereizt, und als er nach einigen Tagen zu bemerken glaubte, daß sein neuer Diener Anhänglichkeit an ihn und sein Haus zeigte, entschloß er sich, zuerst mit Phelim zu sprechen, damit nicht etwa seine Frau oder sein Feind sich dieses treuen Dieners bemächtige.

„Phelim,“ sagte er zu ihm, „ich bin mit Deinem Eifer zufrieden und hoffe, daß Du mit uns zufrieden bist; aber vergiß nicht, daß ich alle Tage in meinen Geschäften ausgehen muß, und hauptsächlich auf Dich rechne, um das zu erfahren, was in meiner Abwesenheit hier geschieht. Wenn man Briefe an mich bringt, so lege sie nur wie bisher auf meinen Schreibtisch. Meine Frau erhält, wie Du bemerkt haben wirst, keine; sollte doch ein Mal einer an sie gelangen, so übergieb ihr denselben selbst, nicht erst dem Kammermädchen. Ich würde es auch gern sehen, wenn Du die Besuche bei ihr anmeldetest, und hole Dir immer vorher genaue Auskunft, ob meine Frau Besuche annimmt oder nicht, denn es ist für eine Dame nichts lästiger, als Jemanden in ihre Zimmer gebracht zu sehen, der doch mit dem Manne in Geschäften sprechen will.“

Bis hierher umging Spencer die Frage, mit einem Male aber setzte er hinzu: „Ich bin bisweilen Abends vor unserem Hause einem Manne begegnet, der sich klügllicherweise entfernt, sobald ich komme; hast Du ihn auch gesehen?“

„Nein,“ entgegnete Phelim, „noch nicht.“

„Bemühe Dich, ihn zu sehen, Phelim; jener Mensch kommt mir verdächtig vor; mehrmals war es mir, als komme er aus dem Hause heraus, oder als erwarte er ein Zeichen, um hinein zu schlüpfen.“

Wenn Spencer, als er diese Worte sprach, nicht selbst in großer Verlegenheit gewesen wäre, nicht die Augen abgewendet hätte, weil er wohl fühlte, daß er sich etwas lächerlich machte, so würde er auch in dem Aussprechen seines neuen Dieners etwas Verdächtigtes gefunden haben.

„Glauben Sie, daß ein Dieb um das Haus herumschleiche?“ fragte er seinen Herrn.

„Ein Dieb?“ entgegnete Spencer lachend, „nein, für einen Dieb halte ich den Mann nicht. War Dein früherer Herr verheirathet, Phelim?“

„Das weiß ich wahrhaftig nicht.“

„Das weißt Du nicht?“

„Nein, ich habe wenigstens keine Frau gesehen.“

„Ja, ja, es ist richtig; er ist ein Fremder, der sich nur vorübergehend in England aufhielt, und er brauchte Niemandem zu sagen, daß er seine Frau in Frankreich zurückgelassen habe. Du hast aber auch schon anderen Herren gedient?“

„Nein.“

„So muß ich Dir um so mehr empfehlen, auf Deiner Hut zu sein, denn — glücklicherweise bin ich nicht eifersüchtig, — ich glaube, es bemüht sich Jemand, eine Liebschaft anzuknüpfen mit . . .“

„Mit Madame Spencer?“ rief Phelim sogleich aus, denn es schoß ihm unerwartet ein Gedanke durch den Kopf; „des- halb also?“

„Wie so deshalb?“

„O, nichts; was dachte ich auch?“ antwortete Phelim, in- dem er sich auf die Zunge biß, wie Jemand, der beinahe ein wichtiges Geheimniß ausgeplaudert hätte.

„Was dachtest Du?“ wiederholte Spencer, „und vor allen Dingen, was hast Du bemerkt? Laß sehen, laß hören.“

„Ich habe wirklich etwas ganz Anderes gedacht und bemerkt als Sie,“ entgegnete Phelim; „ein Liebesabenteuer ist mir nicht in den Sinn gekommen. Ich hielt den verdächtigen Spaziergänger, oder die verdächtigen Spaziergänger vielmehr für verkleidete Polizeidiener.“

„Was sollten diese hier in dieser Straße beabsichtigen?“

„Sind diese Leute nicht wie die Katzen, welche auf eine Maus lauern? — sie spüren sie von weitem. Wer weiß, ob sie nicht einem armen Teufel auf der Spur sind? Sie ängstigen sich ge- wiß mit Unrecht; man bewacht Sie vielleicht gar, und Sie bil- den sich ein, man wolle Ihre Ruhe stören. Wenn Madame Spencer noch eine gefallsüchtige Frau wäre, . . . aber Jedermann im Hause sagt, es gäbe keinen glücklicheren Mann als Sie.“

„Man sagt dies im Hause?“

„Ja, Jedermann sagt es, das Kammermädchen, der Kut- scher, die Köchin; lassen Sie die Leute vor dem Hause immer- hin hin und her spazieren; sie werden das Trottoir abtreten, ehe Madame sie hineinflößt.“

„Das glaube ich auch,“ entgegnete Herr Spencer, „ich em- pfehle Dir aber doch, auf der Hut zu sein.“

Diesen Vormittag blieb es bei dieser Unterredung zwischen dem Herrn und Diener. Nachmittags bat Phelim um die Er- laubniß, eine Stunde ausgehen zu dürfen, und er wußte einen Vor- wand dafür anzugeben, welcher seinem Herrn annehmlich erschien. Man erräth, daß er sich zu dem begab, welchen er seinen ehe- maligen Herrn nannte; denn trotz dem Briefe, den wir in die- sem Kapitel angeführt haben, glaubt gewiß keiner unserer Leser, daß Laserre London wirklich verlassen, nachdem er Phelim D' Connor untergebracht hatte.

3.

Die Ausdauer eines verschmäheten Liebhabers.

„Welche wichtige Angelegenheit führt Dich selbst zu mir, Phelim?“ fragte Laserre, als er den Irländer eintreten sah.

„Ach, Herr,“ antwortete Phelim, „es ist alles verrathen.“

„Wie so alles verrathen? Was ist verrathen?“

„Ihre Pläne, Ihre Absichten, Ihre Liebesabenteuer, was weiß ich! Ich für meine Person weiß nichts und erlaube mir auch nicht, etwas zu errathen. Noch diesen Morgen fragte ich mich selbst, warum Sie mich wohl zu dem Herrn Spencer ge- bracht haben, der — . . . Ach, so lange die Chemenner eine

Binde über den Augen haben, sehen sie nichts; verrückten sie aber unglücklicher Weise diese Binde ein wenig, so entgeht ihnen nichts mehr.“

„Verschone mich mit Deinen Umschweifen, Phelim, und sage mir kurz und bündig, was Herr Spencer entdeckt oder er- rathen hat.“

„Er hat errathen, daß Sie Absichten auf seine Frau haben, daß man ihm seiner Frau wegen überall folgt, alle seine Schritte beobachtet, fortwährend an seinem Hause auf- und abgeht, und da er nicht ahnt, daß ich Sie von allen seinen Schritten unter- richte, so hat er mir aufgetragen, die zu beobachten, welche ihn beobachten. Sie sehen, daß meine Stellung schwierig wird; wenn Herr Spencer jemals erfähre, daß ich Ihr Mitschuldiger bin, daß ich Ihnen jedes Mal Nachricht gebe, ob er allein oder in Begleitung aus- geht; daß ich Ihnen mittheile, wohin er geht, wann er zurückkommt, und zwar bloß wegen eines Anfalles gegen seine häusliche Ruhe, . . .“

„Ich verstehe; Du meinst, er würde Dir leichter die Ent- wendung des Portraits als des Originals verzeihen . . .“

„Wenn man die Wahrheit sagen soll . . .“

„Ich danke Dir, Du hast diese dramatische Geschichte aus- serordentlich gefördert, und ich bin Dir mehr Dank schuldig, als Du selbst glaubst, auch will ich von Dir nicht zu viel ver- langen, da Du die Gefahr fürchtest, der Du ausgesetzt bist. Wenn Du nun dem Herrn Spencer alles geständest, wenn Du ihm sagtest, der gefällige Chevalier de Laserre habe London nicht verlassen, habe die Dose mit dem Portrait erst dann zurückge- geben, als er eine Copie von dem Bilde genommen . . .“

„Ach, Sie haben eine Copie genommen?“

„Ja, Phelim, geh, wirf Dich vor den Füßen Spencers nie- der, sprich Deine Reue aus in Deinem Namen und im Namen Deiner Mitschuldigen . . .“

„Aber . . .“

„Du zweifelst, ob Du Verzeihung finden würdest? Ich will Dir Deine Stelle sichern, indem ich mich allein in Gefahr begeben und Dich auffordere, der eifrige, treue, ehrliche, dankbare Diener des Herrn Spencer zu sein. Dafür erzeigst Du mir wohl auch einen anderen Gefallen und übernimmst einige Zei- len, die ich sogleich schreiben will.“

Herr de Laserre setzte sich an einen Tisch, schrieb einen Brief und sagte, während er denselben zusiegelte: „Ich könnte Dir be- fehlen, dieses Briefchen geschickt auf die Toilette der Madame Spencer zu bringen, wie aber einmal die Sachen stehen, will ich Dich vor jedem Argwohn sichern und ich bitte Dich also, den Brief dem Herrn Spencer selbst zu übergeben und ihm da- bei zu sagen, ein Unbekannter habe Dich auf der Straße ange- redet und Dich verleiten wollen, den Brief Deiner tugendhaften Gebieterin zu übergeben. Ich habe nichts dagegen, daß Du den Inhalt erfährst, denn Du mußt wissen, in welchem Grade ich mich bloßstelle, um Dich zu sichern.“

(Fortsetzung folgt.)